

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1969-**

Franz Ruholl: Sträucher der Wallhecke

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5285**

# Sträucher der Wallhecke

VON FRANZ RUHOLL

Die Wallhecken verschwinden bei uns mehr und mehr, mit ihr die Fülle der Straucharten. Kreuzdorn, Holzapfel, Stechginster sind fast ganz ausgestorben; Hartriegel, Pfaffenhütlein, Traubeneiche nehmen stark ab. Über einige noch reichlich vorkommende Arten möchte ich einige Ausführungen machen, ehe auch diese unserer Landschaft entrissen werden.

## Die Hundsrose

An den sonnigsten Stellen der Wallhecke oder des Waldrandes spannt die Hundsrose ihre eleganten Bogen. Die Zweige, aber auch die Blattstiele und die Mittelrippen der Blätter sind mit Stacheln bewehrt. Aus der Seitenwurzel der Mutterpflanze reckt sich senkrecht aus dem Boden ein mit Stacheln stark besetzter Schößling, anfangs noch krautig, später verholzt. Hat er die notwendige Länge erreicht, neigt sich die Spitze in großem Bogen zur Erde. Im Frühjahr sprießen aus der Oberseite zahlreiche Triebe, die sich wie der erste krümmen. Alle drängen zur Sonnenseite, verhäkeln sich mit ihren Stachelzähnen, verdichten sich schließlich zu einem undurchdringlichen Busch. Aus den Nebenzweigen entfalten sich an warmen Junitagen voll Anmut und Grazie die Blüten. Ausnehmend schön ist sie gekleidet, weiße Staubfäden mit goldenen Beutelchen in einer hellroten Blütenhülle. Die 30 bis 50 Blüten gewähren einen wahrhaft prächtigen Anblick. Der feine Duft lockt die Wildbienen an, aber auch Käferarten, darunter der goldglänzende Rosenkäfer. Nektar können sie nicht erhaschen, nur Blütenstaub. Die Frucht, Hagebutte genannt, färbt sich rosenrot. Sie umhegt zahlreiche Nüßchen, für deren Verbreitung Drossel und Häher sorgen. Der Name Hagebutte bedeutet: Hage = dichtes Gebüsch; Butte kommt von Butzen = Klumpen (Hegi).

Das Wort „Rose“ wird für zahlreiche andere Pflanzen verwendet, z. B. Pfingstrose, Adonisröschen, Klatschrose (Mohn), Rosenkohl, Stockrose (Malve), Alpenrose. Es sind alles Blumen mit strahligem Bau.

Oft entstehen an den Wildrosen moosartige, zottig bewachsene Gebilde, Rosengallen genannt. Sie verdanken ihre Entstehung der Rosengallwespe, einem winzigen, rötlich gefleckten Tierchen. Im Frühjahr legt es seine Eier in die Blattknospen. Aus der reifen Galle arbeiten sich zahlreiche Gallen hervor.

## Der Weißdorn

Eingestreut in Wallhecken und Gebüsch finden wir den Weißdorn. Oft sind zwei Arten vertreten: der eingriffelige und der zweigriffelige Weißdorn. Sie sind Verwandte des Birnbaums. Beide Weißdornarten ähneln sich zum Verwechseln. Sie tragen beide gelappte Blätter, beim eingriffeligen sind die Lappen abgerundet und weniger tief geteilt. Der Weißdorn hat es im Frühjahr eilig mit dem Blühen. Später rauben ihm die „Herren der Wallhecke“: Eiche, Birke, Erle, das begehrte Sonnenlicht. Die weiße Blüte duftet nach fauligem Schlamm. Dieser Duft wirkt aber anziehend auf manche Aasfliegenarten. Auch Bienen und Hummeln naschen gerne vom Nektar, der reichlich geboten wird.



Die in den Blattwinkeln stehenden Dornen haben diesem Strauch den Namen gegeben. Was sind nun Dornen? Welchen Zweck haben sie? Der Botaniker unterscheidet zwischen Dornen und Stacheln, die einen völlig unterschiedlichen Ursprung haben. Dornen sind spitze, starre Gebilde — sie können verzweigt oder unverzweigt sein —, die durch Umwandlung von Blättern oder Blatteilen (Blattdornen) oder von Sproßachsen (Sproßdornen) in Verbindung mit Holzbildung entstanden sind. Stacheln werden in der Hauptsache aus der Oberhaut gebildet und enden ebenfalls in einer Spitze. Rosen, Brombeere, Robinie (Akazie) haben Stacheln. Man kann den Unterschied zwischen Dornen und Stacheln sehr leicht feststellen, wenn man den Stachel einer Rose mit dem Daumen seitwärts eindrückt. bricht der Stachel ab und zieht oft lange Fäden der Oberhaut mit sich, was die enge Verbundenheit zwischen Oberhaut und Stachel anzeigt. Dornen hingegen brechen ab, gleich wie ein Ast von einem Baum abbricht. Somit gibt es also — im botanischen Sinn wenigstens — nur „Rosen ohne Dornen“, aber nicht ohne Stacheln. Über den Sinn und Zweck dieser scharfen Waffe hat man lange gerätselt. Es ist gewiß das einfachste, sie als Schutzmittel gegen Tierfraß anzusehen. Schaf, Ziegen, Rinder schaden häufig, indem sie die Triebe der Sträucher abreißen. So einleuchtend diese Deutung erscheint, so wenig kann sie als richtig gelten. Es gibt Tiere, die weder Dornen noch Stacheln scheuen, weil Lippen und Gaumen hart genug sind, daß Dornen und Stacheln kein Hindernis bilden. Die Stacheln der Rosen und der Brombeeren bilden Haftorgane, an denen sich die langen Schößlinge verankern können. Die Dornenbildung ist klimatisch bedingt, besonders bewirkt durch Lufttrockenheit. Bei einer Kultur in sehr warmer und feuchter Luft hört nämlich die Dornenbildung auf. In den von Dürre beherrschten Gebieten gibt es eine Unzahl von Pflanzen mit Dornen. Die Kakteen z. B. haben keine Blätter mehr; nur noch die Ansätze heben sich in Form von Dornen vom Stamm ab. Wegen der langen Trockenheit ist die Verdunstung auf ein Minimum herabgesetzt. Die Hauptaufgabe der Blätter, die Photosynthese (das Herstellen von Zucker aus dem Kohlendioxyd der Luft) wird vom Stamm übernommen.

Bei den Griechen und Römern trugen die Brautleute Weißdornzweige. Mit brennenden Zweigen als Fackeln wurden sie begrüßt. In Frankreich ist man der Meinung, die Dornenkrone des Herrn sei aus Weißdornzweigen geflochten. In der Bartholomäusnacht habe der Weißdorn nach dem Blutbad plötzlich Blüten getragen — Katholiken und Protestanten betrachteten dies als göttliche Sanktionierung für ihr Handeln. Bei uns bringt die Sage den Weißdorn mit dem Leiden Jesu in Beziehung. Als die Soldaten aus den Zweigen die Dornenkrone flochten, sträubten sie sich vergeblich, und der Strauch war sehr traurig. Der Herr erkannte die Unschuld des Strauches und schmückte ihn mit weißen Blüten.

#### Das Geißblatt

Das Geißblatt verdankt seinen Namen der Vorliebe, welche die Geiß oder die Ziege für die zarten Blätter der wohlriechenden Pflanze zeigt. Es ist gegenüber seinen Artgenossen aus der Familie der Geißblattgewächse aus der Rolle gefallen, weil es eine Schlingpflanze ist. Man braucht sie nur zu sehen, und man denkt unwillkürlich an die Lianen des tropischen Urwaldes, wie sie seit Humboldt immer wieder geschildert werden. Das Geißblatt ist

eine der wenigen Zwerglianen unserer Hecke. Es besitzt die Fähigkeit, erreichbare Zweige oder Stämme mit seinen Stengeln zu umwinden und kann wohl bis zu fünf Meter hoch emporklettern. Das Stengelseil ist so fest, daß die in die Dicke wachsenden Stützen es nicht zu zersprengen vermögen, obwohl es sich tief in die umschlungenden Stämme eindrückt. An schwülen Sommerabenden verbreitet das Geißblatt einen berausenden Duft. Das ist die Zeit für die dickbäuchigen Schäumer, mit dichtem Haarpelz bekleidet, mit langen Vorder- und kurzen Hinterflügeln. Sie stürmen auf die Duftquelle zu, lassen sich aber nicht wie ein Tagfalter darauf nieder, sondern schweben wie die Kolibri mit raschen Flügelschlägen vor den Blüten und führen ihren 3 bis 8 cm langen Rüssel in die Blumenröhre, um zu dem wohlschmeckenden Nektar zu gelangen. Nur die Schwärmer haben im deutschen Gebiete Rüssel dieser Länge. Schwärmer und Blüte haben sich wunderbar aufeinander eingestellt. „Sugetittkes“ heißen die Blüten auf plattdeutsch; beißt man den untersten Knoten ab, so schmeckt man die Süße des Nektars.

Das Geißblatt wird auch „Jelängejelier“ genannt nach einer Sage von W. Müller: Vor Zeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit. Die Verlobten Daphnis und Chloe wohnten weit voneinander entfernt und sahen sich selten. Im Frühling besuchte die Mutter Lycinna mit ihrer Tochter Cloe ihre Jugendfreundin und traf Daphnes Mutter in der Geißblattlaube des Gartens. Da fragte Daphnis die gute Lycinna, ob sie auch recht lange bleibe. Scherzend antwortete sie, solange das Geißblatt blühe. Traurig ging Daphnis abends zum hl. Haine, wo er die Göttin der Liebe aus Buchsbaum geschnitzt hatte. Er bat sie, das Geißblatt recht lange blühen zu lassen: „Ich opfere Dir zwei Tauben und täglich frische Kränze“. Die Göttin erhörte ihn, das Geißblatt duftete den ganzen Sommer. Damals nannte er es zum ersten Male: „Jelängerjelier“. Bis auf unsere Zeit behielt es seinen Namen.

#### Die Vogelbeere

In Büchern heißt sie gewöhnlich Eberesche. In ihrer Belaubung zeigt sie eine gewisse Ähnlichkeit mit der Esche, daher „Eber — Aber“-Eschen = falsche oder Scheinesche. Vogelbeere heißt sie, weil Vögel, besonders Drosseln, die Früchte gerne verspeisen. Früher wurden die Beeren zum Fang von Drosseln in Dolmen benutzt, deshalb Krammetsboom. In Süddoldenburg nennt man sie auch „Quäkbeern“. Dies kommt von quick = lebendig, weil sie sich überall verbreitet. Kinder verfertigten aus den Rinden der Zweige im Frühjahr sog. „Hupphupps“ und Fleitpiepen, deshalb der Name: „Fleitpiepenboom“. Dabei sangen sie:

Zipp zapp ziepe  
woneier bist du riepe?  
Tauken Johr bi Maidag,  
wenn alle Vögel Eier leggt.  
Dor köm dei blinde Hesse  
mit dat grote Mest.  
Schnitt dei Kinner dei Köppe aff,  
schmitt se inne Poggenbäke.  
Aowe bis du.

(Goldenstedt, ähnlich auch in Lohne)

# Zur Bevölkerungsdynamik Süoldenburgs

VON HANS-WILHELM WINDHORST

Für die wirtschaftliche Entwicklung, besonders den Grad der Industrialisierung, ist die Dynamik der Bevölkerungsentwicklung eines Raumes ein recht gutes Maß. Wachsende Industrialisierung hat in den meisten Fällen zur Folge, daß die Bevölkerung im Nahbereich der Industrieansiedlungen zunimmt, in den Ergänzungsräumen jedoch abnimmt, weil im allgemeinen eine Tendenz zu den Arbeitsstätten besteht.

Vorwiegend agrarisch orientierte Räume unterliegen aus diesem Grunde häufig einer negativen Bevölkerungsentwicklung, besonders dann, wenn die Kinderzahl hoch liegt und keine Möglichkeit besteht, die zusätzlich auftretenden Arbeitskräfte in der Landwirtschaft zu beschäftigen. In solchen Gebieten ist dann die Abwanderung nach beendeter Schulzeit oder Lehrlingsausbildung besonders hoch. Auf die Dauer gesehen muß eine solche Abwanderung negative Folgen für die Wirtschaftsstruktur haben, da meistens diejenigen Menschen abwandern, die eine abgeschlossene Ausbildung haben. Für sie bietet sich in benachbarten, stärker industrialisierten Räumen eine bessere Aufstiegsmöglichkeit. Der erste Schritt auf diesem Wege ist eine verstärkte Pendlertätigkeit, die besonders gefördert wird, wenn gute Nahverkehrsverbindungen bestehen. Durch die größere Mobilität der Bevölkerung im allgemeinen ist dies heute aber keine notwendige Voraussetzung mehr.

Ist im Nahbereich keine Möglichkeit vorhanden, auf diese Weise eine bessere Verdienstmöglichkeit zu finden, folgt als nächster Schritt eine Abwanderung in weiter entfernt liegende Gebiete, teilweise sogar eine Auswanderung in überseeische Neusiedelräume. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß solche Bewegungen besonders abhängig sind von der gesamten Wirtschaftsstruktur eines Landes, der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage und einer Anzahl anderer Faktoren, vor allem soziologischer Art.

Während bei einer verstärkten Pendlertätigkeit eine Abnahme der absoluten Bevölkerungszahl nicht zu bemerken ist, und man schon eingehendere Studien vornehmen muß, um die Pendlerströme festzustellen, läßt sich dies bei der einsetzenden Abwanderung sehr viel leichter erkennen. Hier nimmt nämlich die Bevölkerung nicht mehr entsprechend der Rate des Geburtenüberschusses zu. Es ist festzustellen, daß eine Abwanderung erst langsam einsetzt, dann aber mit der Ausbreitung der Kenntnis unter der arbeitsfähigen Bevölkerung sehr schnell hohe Werte annehmen kann. Die Folge einer solchen Abwanderung ist eine offensichtliche Verschiebung innerhalb der Bevölkerungspyramide. An der Basis treten die starken Geburtenjahrgänge auf, die sich in dieser Breite bis etwa zum 14. Lebensjahr fortsetzen, dann folgt schon ein erster Einschnitt, der bedingt ist durch die Abwanderung einiger Schulabgänger, die in benachbarte Industriegebiete gehen, um dort eine bestimmte Berufsausbildung zu erlangen. Der zweite Einschnitt erfolgt dann bei etwa 18—20 Jahren. Viele der männlichen und weiblichen Lehrlinge wandern nach abgeschlossener Berufsausbildung in die benachbarten Industriegebiete, weil sie dort einmal bessere Aufstiegs-